



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mommsens Römische Geschichte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Rommens Römische Geschichte.

In der Culturentwicklung der Völker gibt es Perioden, gegen die man gewöhnlich ungerecht ist, weil man den herkömmlichen künstlerischen Maßstab an sie anlegt und nicht daran denkt, daß die schöpferische Volkskraft sich von Zeit zu Zeit ein neues Gebiet suchen muß, um nicht in einseitiger Ausbildung einzelner Richtungen zu erkranken. Das gilt auch von der deutschen Literatur der Gegenwart. Wir haben uns daran gewöhnt, das Zeitalter Schillers und Goethes, Fichtes und Schellings als die goldene Zeit unserer Literatur zu betrachten, und was damals in der Dichtung und Philosophie geleistet wurde, als die Norm anzusehen, an welcher der Werth der neuen Schöpfungen zu messen sei. Indem wir nun die Entwicklung der Dichtkunst und Philosophie verfolgen, sehen wir eine stetige Abnahme der Naturkraft, eine immer weiter um sich greifende Verwilderung des Stils, eine immer trübere Gährung in den Principien. Heine ist der letzte aus der alten Dichterschule, Feuerbach der letzte aus der alten Philosophenschule, und wie bedeutend die Begabung dieser Männer ist, es macht doch einen unheimlichen Eindruck auf uns, wenn wir den wilden, dämonischen Zerstörungstrieb, der in ihnen sich ausspricht, mit jener griechischen, sonnenhellen Heiterkeit vergleichen, die uns in den classischen Schöpfungen von Weimar und Jena noch immer erfrischt. Noch tiefer ist der Verfall in der spätern Zeit. Talente sind genug vorhanden, es zeigt sich auch hin und wieder ein guter Wille und eine richtige Einsicht, aber das Gefühl der innern, zwingenden Nothwendigkeit wird durch eine neue Schöpfung nur selten in uns erregt, und die schöne Literatur im Ganzen betrachtet steht nicht über, sondern unter der allgemeinen Bildung.

Ganz anders wird der Eindruck, wenn wir aus dem Kreise der Dichtkunst heraustreten. Noch in die classische Zeit fallen die Anfänge einer neuen Wissenschaft, deren Erinnerung als ein ewiger Ehrentempel des deutschen Ruhms bestehen wird. Mit Wolf und seinen Schülern begann die Reihe jener herrlichen Männer, die ein schönes und großes Leben einem mühsamen und anscheinend wenig belohnenden Studium hingaben, um ein riesenhaftes Gebäude aufzuführen, das nicht den Namen seiner einzelnen Urheber, sondern den der Nation an der Stirn tragen sollte. Die Namen sind wohl bekannt; von

Hermann und Böck, von Niebuhr und Savigny, von Grimm und Lachmann, so wie von den Gebrüdern von Humboldt hat jeder etwas gehört, der sich um die Literatur kümmert. Man weiß auch historisch, daß es noch immer jüngere Kräfte gibt, die in dem gleichen Sinn und mit gleichem Erfolg fortwirken; aber was sie geschaffen haben, geht nicht unmittelbar, sondern nur durch die Vermittlung vielfach verzweigter, unscheinbarer Kanäle in das Leben der Nation über. Sie sind die Väter unserer Bildung, die Gegenstände unserer Verehrung, aber sie zu lieben vermag nur der näher stehende Schüler, nur der Eingeweihte, denn die Nation hat für sie kein Verständniß und kann es nicht haben. Wir verdanken ihnen, daß die deutsche Wissenschaft den ersten Rang in der Weltliteratur einnimmt. Wer wollte also noch mit unfruchtbaren Wünschen an sie gehen und den schuldigen Dank durch die Betrachtung verkümmern, daß sie ihrem Volk doch gar zu vornehm gegenüberstanden.

Aber es wäre ein Irrthum, anzunehmen, daß dies Verhältniß immer so bleiben müsse. Wir treten in eine neue Periode der Literatur ein, wo die Wissenschaft, die lange im Verborgenen ihre Triebkraft gesammelt, entwickelt und gekräftigt hat, ihre Schale sprengt und in voller, reiner und schöner Gestalt ebenbürtig in den Kreis der Nation eindringt. Es ist ihr die Zunge gelöst worden, sie hat die Kraft, zu sagen, was sie weiß; und wenn man von einem der berühmtesten Gelehrten der vorigen Periode erzählte, er wisse in vier und zwanzig Sprachen auf eine correcte Weise zu schweigen, so können seine Jünger und Schüler dreist auf den Markt treten, denn ihre Beredsamkeit ist feuriger, hinreißender, ja verständlicher, als das ermüdend geistreiche Geschwätz der Dilettanten, die bisher das große Wort führten.

Die Dilettanten der Junkerschaft und die Dilettanten des Pöbels äußerten ihren lebhaftesten Unwillen, als bei dem Ausbruch der Bewegung von 1848 das Volk so thöricht war, die „gelehrten Zöpfe“ zu seinen Vertretern zu wählen, und als die Bewegung scheiterte, empfanden sie trotz der unmittelbaren schlimmen Folgen eine gewisse innere Genugthuung, daß die Zöpfe sich compromittirt hätten, wie ein Theil des berliner Publicums nach der Schlacht bei Jena froh war, daß den übermüthigen Fährleichen eine tüchtige Lehre ertheilt sei. Wenn man sich aber heute jene Tage unbefangen ins Gedächtniß zurückruft, so wird man sich überzeugen, daß die einzig vernünftige Ansicht von jenen Zöpfen aufgestellt wurde, daß sie ihr Princip am folgerichtigsten vertraten, daß sie es in dem Schlamm und Schutt jener Zeit rein erhielten und der Nachwelt zur Fortbildung überlieferten. Die Bewegung von 1848 mußte scheitern, weil sie aus falschen Voraussetzungen hervorging, weil man den Hebel an einem Punkt ansetzte, der mit der Schwerkraft des Gegenstandes nichts zu thun hatte; ihre Ideen sind aber geblieben und werden fortleben.

Sie zeigen ihre richtige Anwendung zunächst nicht auf dem unmittelbaren

Gebiet der Politik, sondern auf dem Gebiet der Geschichte. Wir haben schon mehrfach auf die Reihe von Schriftstellern hingewiesen, welche die nächste Vergangenheit unsers Vaterlandes behandeln, zum Theil mit einer entschiedenen Kraft der Darstellung, mit glänzender Beredtsamkeit, mit tiefer Einsicht, was aber die Hauptsache ist, alle in der gleichen Gesinnung und Ueberzeugung. Sie haben sich nicht etwa untereinander verabredet, Droysen, Gerwinus, Sybel, Häusser, Waig, Duncker und wie sie alle heißen, die Begebenheiten von diesem bestimmten Standpunkt aus anzusehen, sondern es waltet in ihnen der historisch entwickelte *bon sens* der Nation, den sie durch ihre Einsicht und Bildung weiter entwickeln, den sie aber bereits in ihrer Gesinnung vorfinden. Im Zeitalter der Romantik schien es, als habe die Nation diesen gefunden Menschenverstand, der Vergangenheit und Zukunft verknüpft, verloren; aber sie hat ihn wiedergefunden, und das ist uns die sicherste Bürgschaft für ihre Zukunft. Das Gefühl, das in unsern Geschichtschreibern lebt, ist nicht schwermüthig, wie bei Tacitus, der als geist- und gefühlvoller Romantiker die Welt seines Innern gegen die Wirklichkeit heraufkehrte, ihr Tadel, ihre Ironie und ihre Klage ist nicht hoffnungslos, sie wird vielmehr getragen von einem mächtigen, siegesgewissen Glauben, der die Zukunft in freudiger Gewißheit vorausnimmt. Die häßlichen und widerwärtigen Erscheinungen unsers staatlichen Lebens spielen nur auf der Oberfläche; der innere Kern unsers Denkens und Empfindens ist noch nicht angegriffen, und darum werden wir, so schwer und gefährlich sie ist, die Krankheit unsers Organismus überwinden.

In die Reihe dieser Geschichtschreiber tritt der Verfasser des vorliegenden Buchs vielleicht als der bedeutendste. Ein hingebender Schüler der alten Gelehrtenschule, ausgerüstet mit dem ungeheuern Material und zugleich mit der strengen Methode, die wir der ernsten, mühevollen Anstrengung eines halben Jahrhunderts und dem organischen Zusammenwirken der bedeutendsten Kräfte verdanken, verbindet er mit diesem kritischen Ernst zugleich das Feuer der Jugend und jene lebendige Gestaltungskraft, die man sonst nur den Dichtern zuschrieb. Sein Verstand dringt mit eiserner Schärfe in das Gewirr der Thatfachen und Vorurtheile, kein Blendwerk täuscht ihn, keine althehrwürdige Meinung verbirgt ihm die Thorheit und das Laster, um seine Lippen spielt zuweilen das bittere Zucken des Hohns, wenn er eine neue Schlechtigkeit entlarvt — eine Schlechtigkeit, in der ihm zugleich das Bild dessen, was er selbst erlebt, vor Augen tritt, — aber sein Herz ist zugleich warm und rasch bewegt, und wo er eine wirkliche Größe entdeckt, da bricht er in einen freudigen Jubel aus, der um so hinreißender wirkt, weil er sich in den feinsten Formen der Bildung ausspricht. Der Haß scharft seinen Sarkasmus, aber er verleitet ihn zuweilen zu Formen, die aus den Grenzen der Schönheit heraustreten: bei der Bewunderung aber fühlt man, daß seine eigne Seele sich erweitert, und

daß etwas von der Größe des Gegenstandes in seine eigne Darstellung übergeht. Als er an die Charakteristik Cäsars geht, spricht er die Besorgniß aus, daß man die vollkommene Schönheit, die eben keine hervorspringenden Eigenschaften zeigt, nicht darstellen könne. Die Besorgniß war ungegründet, seine Charakteristik Cäsars gehört zu den anziehendsten Seiten des Buchs. Um das Große zu sehen, muß man freilich in seinem eignen Auge schon das Maß der Größe besitzen; und so tritt denn auch dem Leser des Buchs in der Freude über das Dargestellte zugleich die Persönlichkeit des Darstellers bedeutend und achtungsgebietend entgegen. Von jener Objectivität, die man früher als Ideal der Geschichtschreibung aufstellte, daß nämlich die Ereignisse sich gewissermaßen selbst erzählen sollten, ist freilich hier keine Rede; aber jenes Ideal beruht auch nur auf einer Verwechslung des Epos mit der Geschichte. Wir fühlen die starke Hand des Führers, der uns auf den steilen Pfad leitet, aber dieses Gefühl gibt uns zugleich Sicherheit, uns der überraschenden Aussicht hinzugeben. Das Schattenspiel des Dichters bedarf dieser fühlbaren Leitung nicht, der schöne Schein kommt uns entgegen, wir haben nicht nöthig, vom Platz zu weichen.

Grade weil die Persönlichkeit so scharf und bedeutend hervortritt, wird das Buch von den verschiedensten Seiten große Anfechtungen erleiden, es kann davon bereits erzählen; denn höflich ist der Verfasser nicht; wo er irgend ein Hinderniß entfernen muß, das sich der freien Aussicht in den Weg stellt, greift er mit rauher Hand zu, ja es begegnet ihm zuweilen, daß er mehr Kraft dabei verwendet, als nöthig wäre, daß er also unnütz verletzt. Die Pädagogen, die früher daran gewöhnt waren, Cicero als den Gipfel aller schriftstellerischen Größe zu betrachten, werden außer Fassung gerathen, denn Drumann stellt ihn doch nur als einen schlechten Politiker dar, Mommsen behauptet, daß er auch ein schlechter Autor ist. Die Verehrer des römischen Alterthums werden zürnen, denn Niebuhr stellte es zwar auch als eine Fabel dar, aber er schrieb doch noch dicke Bände darüber: Mommsen wirft es als etwas völlig Gleichgültiges und Nichtsagendes über Bord. Es gibt fast keine Gattung der landüblichen Classicität, die nicht irgendwie verletzt wäre. Noch schlimmer geht es den Politikern. Die sogenannte conservative Gesinnung wird fortwährend mit Füßen getreten und wenn auch im strengsten Sinn des Wortes nur von der römischen Geschichte geredet wird, so fühlt der aufmerksame Leser sehr bald heraus, daß die Principien des Urtheils zu fest stehen, zu leidenschaftlich empfunden sind, um nicht mit derselben Strenge auch gelegentlich an den neuern Erscheinungen der gleichen Art geltend gemacht zu werden. Auf der andern Seite erscheint gegen den Ton, in dem hier vom souveränen Pöbel geredet wird, die Sprache Coriolans wie die eines schüchternen Mädchens und wenn diejenige Classe des Publicums, die durch die Lectüre der Vossischen Zeitung gebildet

ist, sich einen Augenblick darüber freuen sollte, daß der Verfasser der Reaction und der Anarchie gleichmäßig entgegentritt, so wird sie im nächsten Augenblick in der Person ihres Vertreters Cicero von zwei Seiten geohrfeigt. Leute, die jedes Mal, wo man es mit der Kritik ernst nimmt, wo man im zweiten Satz nicht widerruft, was man im ersten gesagt, über verbitterten Pessimismus klagen, werden hier reichlich Gelegenheit finden, ihr Gemüth zu verletzen. Aber der Verfasser hat das Recht, schonungslos zu verfahren, weil auch die grellste Farbe bei ihm die Festigkeit der Zeichnung nicht verwirrt, weil er mit zuverlässiger Künstlerhand darstellt, wie in einem großen Ganzen Sinn und Verstand walten kann, obgleich das meiste Einzelne sinn- und geschmacklos ausfieht.

Suchen wir uns nun zu versinnlichen, worin die Vorzüge der Darstellung bestehen, so können wir freilich nur auf einzelnes hindeuten. Zunächst kann der Verfasser darum gut erzählen, weil ihm das Material in seiner ganzen Fülle gegenwärtig ist. Wo er eine Farbe, einen Strich gebraucht, hat er ihn augenblicklich bei der Hand, er darf ihn nicht erst mühsam suchen. Diese durch ein eisernes Gedächtniß gestützte universelle Gelehrsamkeit macht es ihm zugleich möglich, allen gelehrten Prunk zu vermeiden. Er wendet sich mit seiner Darstellung nicht an den Gelehrten, sondern an den gesunden Menschenverstand. Es kommt dazu zweitens die allgemeine Bildung, die ihm für jedes einzelne Factum die Analogie an die Hand gibt und ihm seine begriffliche Auffassung erleichtert. Die einzelne Erscheinung imponirt ihm nicht, weil er das Gesetz derselben kennt. Er besitzt ferner jenen entschlossenen Verstand, der schnell das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet, der also niemals vom Detail abhängig wird, sondern das Detail zu seinen Zwecken benützt; er besitzt das constructive Talent, die divinatorische Kraft, aus der Kenntniß des Einzelnen das Bild eines concreten lebendigen Ganzen zu entwerfen. Er hat in seiner eignen Seele jene groß angelegte Leidenschaft, ohne die man niemals ein echter Geschichtschreiber wird, denn mit dem Verstand allein wird man der Gegenstände nicht Herr. Die äußere Bewegung, die man darstellen will, muß im eignen Innern lebhaft und stark nachzittern, sonst wird man sie nicht verstehen. Er hat einen hohen sittlichen Ernst, einen Haß gegen alles Gemeine und Niedrige, der ihm die richtigen Verhältnisse vermittelt. Er gebietet endlich so weit über die Sprache, daß sein Stil nur als der adäquate Ausdruck des Gegenstandes erscheint. Die Lebendigkeit des Stils wird freilich nur dadurch möglich, daß er niemals auf den Stil selbst achtet, sondern sich nur bemüht, scharf pointirt die Hauptsache zu sagen. Er verliert sich nicht etwa, wie die Schule von Schloffer und Gervinus, in Analogien. Die Analogie ist ihm nur dazu da, um den Begriff und das Bild festzustellen, zuweilen in einer kurzen, witzigen, epigrammatischen Wendung; aber sein Witz ruht stets in den Gegenständen, er macht ihn nicht, er ruft ihn nur hervor.

Besser, als diese analytischen Bemerkungen, wird eine Skizze des Gegenstandes selbst dem Leser die Einsicht in dieses Werk erleichtern. Wir können dabei nur kurz sein und müssen auf eine vollständige Entwicklung des Zusammenhangs verzichten. Zunächst fassen wir den Grundgedanken des Buchs.

Der erste Band schließt mit der vollständigen Erreichung des Ziels, auf welches die ursprüngliche Anlage des römischen Staats hingewiesen hatte. Ganz Italien war der römischen Herrschaft einverleibt und nicht bloß durch äußere Unterwerfung, sondern auch durch patriotische Gesinnung mit der Hauptstadt verbunden. Die auswärtigen Feinde waren niedergeschlagen, Rom hatte keinen gefährlichen Gegner mehr zu fürchten; die inneren Standesunterschiede hatten sich ausgeglichen, die Zügel der Regierung waren in den festen Händen des Senats, der durch seine patriotische Haltung während der punischen Kriege sich populär gemacht, die demokratischen Formen, die daneben bestanden, waren praktisch unschädlich. Ein großes heroisches Zeitalter hatte Rom mit dem Glauben an seine eigne Unbestegbarkeit genährt und dieser Glaube war die sittliche Substanz des Staats. — Wie kam es nun, daß dieses glänzende Zeitalter ein so schnelles Ende nahm?

Zunächst waren alle Maximen der bisherigen Regierung darauf berechnet, daß der römische Staat sich nicht über Italien ausdehnen sollte. Theils die Nothwendigkeit der äußern Umstände, theils die natürliche Herrschsucht veranlaßte die Römer zu Eroberungen über diese Grenze hinaus. Der Aufgabe, diese Provinzen mit dem Staatsorganismus zu verbinden, war die herrschende Aristokratie nicht gewachsen. Alle diese Besitzungen gaben nur einflussreichen Familien Gelegenheit, sich durch Ausplünderung der Unterworfenen oder durch leichten Grenzkrieg schnell zu bereichern. Bald wurden dort stehende Heere erforderlich, die von dem Zusammenhang des römischen Lebens immermehr getrennt, immermehr an die Person des Feldherrn geknüpft wurden. Die Herrschaft Roms in jenen Gegenden war ein absolutes Unrecht, da sie nicht einmal im Stande war, ihre eignen Angehörigen gegen Land- und Seeräuber zu schützen. — Auch die Umwandlung Italiens in einen römischen Staat hatte nicht völlig durchgeführt werden können. Das staatenbildende Princip des Alterthums litt an einem wesentlichen Mangel. Das Gemeinwesen war lediglich die Stadt; was außerhalb derselben lag, nahm an dem politischen Leben keinen Theil. Je mächtiger die herrschenden Familien in Rom wurden, je tiefer sanken die italischen Städte in die Reihe der Unterdrückten herab. Der Begriff des Repräsentativstaats, welcher allein im Stande ist, das politische Leben über ein größeres Reich zu verbreiten, war dem Alterthum fremd und dieser Mangel hat schließlich den Untergang aller Republiken herbeigeführt. Die Zustände waren haltbar, solange die Regierung unumschränkt in den Händen des Senats war; sobald aber der hauptstädtische Pöbel anfing, sich seiner

Macht bewußt zu werden und den rechtlichen demokratischen Formen eine praktische Anwendung gab, wurde diese ungegliederte Masse ein Spielball in der Hand dreister Demagogen. Noch ungesunder waren die bürgerlichen Einrichtungen. Der freie Bauernstand war zum großen Theil verschwunden, der große Grundbesitz war überwiegend in den Händen einzelner Familien, die ihn als Plantagenbesitzer durch Sklaven anbauen ließen. Das Landproletariat war noch gefährlicher, als das hauptstädtische. Neben der herrschenden Aristokratie des Senats hatte sich ein zweiter Stand gebildet, die Capitalisten, die aller patriotischen Gesinnung bar, die Staatsverfassung lediglich zu ihren Speculationen ausbeuteten. Sie gingen mit dem Senat Hand in Hand, solange dieser ihren Zwecken diente, waren aber schnell bereit, sich der Opposition anzuschließen, sobald ihnen eine Förderung ihrer Interessen verheißen wurde. — Die bürgerlichen Zustände konnten nur gebessert werden durch eine ins Große ausgeführte Colonisation, wodurch das Proletariat wieder in einen arbeitsamen Bauernstand verwandelt wurde, theils durch eine Ausdehnung des Bürgerrechts über Italien. Das erste mußte an dem Widerstand jener großen Plantagenbesitzer scheitern, die den formalen Rechtsanspruch des Staats auf ihre durch langen Besitzstand aus Domänen in Privateigenthum verwandelten Güter nicht zugeben konnten, das zweite an dem Widerstand des hauptstädtischen Pöbels, der einer so ausgedehnten Concurrenz nicht günstig sein konnte, da man eben an eine Organisation des Bürgerrechts durch Vertretung nicht dachte. Jede Reform in diesem Sinn mußte zuletzt zu Gewaltmaßregeln führen. Darum waren selbst wohlgesinnte Patrioten, wie Scipio Aemilianus, ihr abhold. Als aber in den Kriegen, die unmittelbar auf die punischen folgten, die Unfähigkeit und Selbstsucht der herrschenden Classe die bisherige Achtung untergraben hatte, mußte der Versuch dennoch gemacht werden. Er ging zunächst von einem conservativen Staatsmann, von Tiberius Gracchus aus.

Die Auftheilung der Domänen konnte durchgeführt werden ohne eine Aenderung der bestehenden Auffassung. Es war eine ernste Verwaltungsfrage, bei der, wie man auch entschied, schwere Uebelstände sich herausstellten. Zwar das Eigenthum ward nicht verletzt. Anerkanntermaßen war der Staat Eigenthümer des occupirten Landes, und gegen ihn lief nach römischem Landrecht die Verjährung nicht; aber der Jurist mochte sagen was er wollte, dem Geschäftsmann erschien die Maßregel als eine Expropriation der großen Grundbesitzer zum Besten des Proletariats. Noch gefährlicher war der Weg, den Gracchus einschlug. Wer gegen den Senat eine Verwaltungsmaßregel durchsetzte, der machte Revolution. Es war Revolution gegen den Geist der Verfassung, als Gracchus die Domänenfrage vor das Volk brachte. Die souveräne Volksversammlung war eine Masse, in welcher unter dem Namen der

Bürgerschaft ein paar hundert oder tausend von den Gassen der Hauptstadt zufällig aufgegriffene Individuen handelten und stimmten. „Wenn man diesen Massen den Eingriff in die Verwaltung gestattete und dem Senat das Werkzeug zur Verhütung solchen Eingriffs (die tribunicische Intercession) aus den Händen wand, wenn man gar diese Bürgerschaft aus dem gemeinen Sackel sich selbst Acker sammt Zubehör decretiren ließ, wenn man einem jeden, dem die Verhältnisse und sein Einfluß beim Proletariat es möglich machten, die Gassen auf einige Stunden zu beherrschen, die Möglichkeit eröffnete, seinen Projecten den legalen Stempel des souveränen Volkswillens aufzudrücken, so war man nicht am Anfang, sondern am Ende der Volksfreiheit, nicht bei der Demokratie angelangt, sondern bei der Monarchie.“ — Entschlossener und bewußter auf dem Wege der Revolution schritt der jüngere Bruder fort. Er brachte außer dem hauptstädtischen Proletariat durch die neue Geschwornenordnung den zweiten Stand, durch die Ausdehnung des Bürgerrechts die Bundesgenossen auf seine Seite, und hatte dadurch für eine Zeitlang die souveräne Gewalt in seiner Hand. Wenn er mit seinen Plänen endlich scheiterte, so lag das nur an der unvollständigen Organisation seiner Werkzeuge, die durch anderweitige Interessen und Leidenschaften leicht umgestimmt werden konnten. „Er war ein politischer Brandstifter; nicht blos die hundertjährige Revolution, die von ihm datirt, ist sein Werk, sondern vor allem ist er der wahre Stifter jenes entsetzlichen Proletariats, das mit seiner Frage von Volkssouveränität ein halbes Jahrtausend hindurch wie ein Alp auf dem römischen Gemeinwesen lastete. Und doch dieser größte der politischen Verbrecher ist auch wieder der Regulator seines Landes. Es ist kaum ein constructiver Gedanke in der römischen Monarchie, der nicht zurückreichte bis auf Cajus Gracchus Es sind in diesem seltenen Mann Recht und Schuld, Glück und Unglück so ineinander verschlungen, daß es hier sich wol ziemt mag, was der Geschichte nur selten ziemt, mit dem Urtheil zu verstummen.“

Die demokratische Bewegung wurde vollständig niedergeschlagen, die wiederhergestellte Aristokratie entwickelte nun alle die Unwürdigkeiten, die in der frühern einfachen Regierung nicht aus Tageslicht gekommen waren. Die Familienpolitik wurde das herrschende Motiv der Verwaltung, dem echten Aristokraten ward jeder Frevel verziehen, die Regierenden und die Regierten glichen nur darin nicht zwei kriegführenden Parteien, daß in ihrem Krieg kein Völkerrecht galt. „Die Aristokratie saß auf dem erledigten Thron mit bösem Gewissen und getheilten Hoffnungen, den Institutionen des eignen Staats grollend und doch unfähig, auch nur planmäßig sie anzugreifen, unsicher im Thun und im Lassen, außer wo der eigne materielle Vortheil sprach, ein Bild der Treulosigkeit gegen die eigne wie die entgegengesetzte Partei, des

der Geschichte nur selten ziemt, mit dem Urtheil zu verstummen.“

innern Widerspruchs, der kläglichen Ohnmacht, des gemeinsten Eigennuzes, ein unübertroffenes Ideal der Misregierung.“

Die Demokratie hatte ihre Führer und den Glauben an ihre Kraft verloren; aber die Unzufriedenheit war nicht nur geblieben, sie wuchs über der schlechten Verwaltung immer mehr, und es kam darauf an, ob sie unter den militärischen Capacitäten einen Führer zu gewinnen wußte; denn seitdem in den grachischen Unruhen die Gewalt entschieden hatte, mußte man einsehen, daß den Waffen die letzte Entscheidung über Rom zustand. Sie fand ihren Mann in dem Sieger der Cimbern und Teutonen, dem gefeiertsten Helden des Vaterlandes, der sich eigentlich um die Parteiungen gar nicht kümmerte, den aber der Unverstand der Aristokratie an der empfindlichsten Stelle verletzt hatte. „Er paßte nicht in den glänzenden Kreis. Seine Stimme blieb rau und laut, sein Blick wild, als sähe er noch Libyer oder Kimbrer vor sich und nicht wohl-erzogene und parfümirte Collegen. Daß er abergläubisch war wie ein echter Lanzknecht, daß er zur Bewerbung um sein erstes Consulat sich nicht durch den Drang seiner Talente, sondern zunächst durch die Aussagen eines etruskischen Eingeweidebeschauers bestimmen ließ, und bei dem Feldzug gegen die Teutonen eine syrische Prophetin Martha mit ihren Orakeln dem Kriegsraath aushalf, war nicht eigentlich unaristokratisch; in solchen Dingen begegneten sich damals wie zu allen Zeiten die höchsten und die niedrigsten Schichten der Gesellschaft. Allein unverzeihlich war der Mangel an politischer Bildung; es war zwar löblich, daß er die Barbaren zu schlagen verstand, aber was sollte man denken von einem Triumphator, der von der vorschristsmäßigen Etikette so wenig wußte, um im Triumphalcoßüm im Senat zu erscheinen! Auch sonst hing die Notüre ihm an. Er war nicht blos — nach aristokratischer Terminologie — ein armer Mann, sondern was schlimmer war, genügsam und ein abgesetzter Feind aller Befestigung und Durchstekererei. Er verstand keine Feste zu geben und hielt einen schlechten Koch; nach Soldatenart war er nicht wählerisch, aber beehrte gern, besonders in spätern Jahren. Ebenso übel war es, daß der Consular nur lateinisch verstand und die griechische Conversation sich verbiten mußte; es konnte niemand etwas dagegen haben, daß er bei den griechischen Schauspielen sich langweilte — er war vermuthlich nicht der einzige — aber daß er sich zu seiner Langeweile bekannte, war naiv. So blieb er Zeit seines Lebens ein unter die Aristokraten verschlagener Bauersmann und geplagt von den empfindlichen Stichelworten und dem empfindlicheren Mitleiden seiner Collegen, das wie diese selbst zu verachten er denn doch nicht über sich vermochte.“ — Und in die Hände dieses Mannes war eine furchtbare Macht gelegt. „Er hieß der Menge der dritte Romulus und der zweite Camillus; gleich den Göttern wurden ihm Trankopfer gespendet. Es war kein Wunder, wenn dem Bauernsohn der Kopf mitunter schwindelte von all der Herrlichkeit, wenn

er seinen Zug von Afrika ins Keltenland den Siegesfahrten des Dionysos von Erdtheil zu Erdtheil verglich und einen Becher — seinen von den kleinsten — nach dem Muster des bacchischen für seinen Gebrauch sich fertigen ließ. Es war ebensoviel Hoffnung wie Dankbarkeit in dieser taumelnden Begeisterung des Volkes, die einen Mann von kälterem Blut und gereifterer politischer Erfahrung zu irren vermocht hätte.“ Marius ließ sich in der That verführen, eine Rolle zu spielen, der er nicht gewachsen war. Das Unternehmen machte einen schmählischen Bankrott, aber es war von neuem Blut geflossen, es handelte sich jetzt nur noch darum, daß die einzig reale Gewalt, das Militär, in die Hände eines entschlossenen Charakters kam. In Sulla fand die Stadt ihren Herrn. Als er an der Spitze eines Heeres stand, fand in Rom noch einmal eine demokratische Ueberrumpelung statt, man entzog Sulla den ihm gesetzmäßig übertragenen Oberbefehl im mithridatischen Kriege und übergab ihn dem Marius. „Sulla war weder gutmüthig genug, um freiwillig einem solchen Befehl Folge zu leisten, noch abhängig genug, um es zu müssen. Sein Heer war theils durch die Folgen der von Marius herrührenden Umgestaltungen des Heerwesens, theils durch die von Sulla gehandhabte, sittlich lockere und militärisch strenge Disciplin, wenig mehr als eine ihrem Führer unbedingt ergebene und in politischen Dingen indifferente Lanzknechtschar. Sulla selbst war ein blasirter, kalter und klarer Kopf, dem die souveräne römische Bürgerschaft ein Pöbelhaufen war, der Held von Aquä Sertia ein bankrotter Schwindler, die formelle Legalität eine Phrase, Rom selbst eine Stadt ohne Besatzung und mit halb verfallenen Mauern, die viel leichter erobert werden konnte als Nola. In diesem Sinne handelte er.“ — Rom sah ein siegreiches Heer in seiner Stadt, die demokratische Bewegung wurde niedergeschlagen, die Anführer geächtet, aber Sulla war zu phlegmatisch, um weiter auf die Sache einzugehen; er zog mit seiner Armee in den Krieg, und eine neue Revolution mit dem bekannten marianischen Schreckensregiment war die Folge davon. „In Zeiten, wie diese sind, wird der Wahnsinn selbst eine Macht; man stürzt sich in den Abgrund, um vor dem Schwindel sich zu retten. . . . Dem Urheber dieses Terrorismus, dem alten Gajus Marius hatte also das Verhängniß seine beiden höchsten Wünsche gewährt. Er hatte Rache genommen an all dieser vornehmen Meute, die ihm seine Siege vergällt, seine Niederlagen vergiftet hatte; er hatte jeden Nadelstich mit einem Dolchstich vergelten können. Er trat ferner das neue Jahr noch einmal an als Consul; das Traumbild des siebenten Consulats, das der Drakelspruch ihm zugesichert, nach dem er seit dreizehn Jahren gegriffen hatte, war nun wirklich geworden. Was er wünschte, hatten die Götter ihm gewährt; aber auch jetzt noch wie in der alten Sagenzeit übten sie die verhängnißvolle Ironie, den Menschen durch die Erfüllung seiner Wünsche zu verderben. In seinen ersten Consulaten der Stolz, im sechsten das Gespött seiner

Mitbürger, stand er jetzt im siebenten belastet mit dem Fluche aller Parteien, mit dem Haß der ganzen Nation; er, der von Haus aus rechtliche, tüchtige, kernbrave Mann, gebrandmarkt als das wahnwitzige Oberhaupt einer ruchlosen Räuberbande. Er selbst schien es zu fühlen. Wie im Taumel vergingen ihm die Tage und des Nachts versagte ihm seine Lagerstatt die Ruhe, so daß er zum Becher griff, um nur sich zu betäuben. Ein hitziges Fieber ergriff ihn; nach siebentägigem Krankenzlager, in dessen wilden Phantasten er auf den kleinasiatischen Gefilden die Schlachten schlug, deren Lorbeer Sulla bestimmt war, am 13. Januar 668 war er eine Leiche.“ — Der Taumel dieses Revolutionsfiebers konnte nicht lange dauern. Das natürliche Ende desselben war die Militärdictatur, auf welche die Entwicklung der Geschichte seit lange hindrängte. Sie trat unter entseßlichen Formen ein, denn der neue Dictator war der würdige Sohn einer verworfenen Zeit, kalt und herzlos und aller sittlichen Ueberzeugungen entkleidet. Aber sie führte noch nicht zur Monarchie, sondern zu einer scheinbaren Wiederherstellung der alten aristokratischen Verfassung, denn Sulla hatte keinen Ehrgeiz im größern Stil.

„Sulla ist eine von den wunderbarsten, man darf vielleicht sagen, eine einzige Erscheinung in der Geschichte. Physisch und psychisch ein Sanguiniker, blauäugig, blond, von auffallend weißer, aber bei jeder leidenschaftlichen Bewegung sich röthenden Gesichtsfarbe, übrigens ein schöner, feurig blickender Mann, beehrte er vom Leben nichts, als heitern Genuß. Aufgewachsen in dem Raffinement des gebildeten Luxus, wie er in jener Zeit auch in den minder reichen senatorischen Familien Roms einheimisch war, bemächtigte er rasch und behend sich der ganzen Fülle sinnlich geistiger Genüsse, welche die Verbindung hellenischer Feinheit und römischen Reichthums zu gewähren vermochten. Im abligen Salon und unter dem Lagerzelt war er gleich willkommen als angenehmer Gesellschafter und guter Kamerad; vornehme und geringe Bekannte fanden in ihm den theilnehmenden Freund und den bereitwilligen Helfer in der Noth, der sein Gold weit lieber seinen bedrängten Genossen, als seinem reichen Gläubiger gönnte. Leidenschaftlich huldigte er dem Becher, noch leidenschaftlicher den Frauen; selbst in seinen spätern Jahren war er nicht mehr Regent, wenn er nach vollbrachtem Tagesgeschäft sich zu Tafel setzte. Ein Zug der Ironie, man könnte vielleicht sagen, der Bouffonerie, geht durch seine ganze Natur. Noch als Regent befahl er, während er die Versteigerung der Güter der Geächteten leitete, für ein ihm überreichtes schlechtes Gedicht zu seinem Preise dem Verfasser eine Verehrung aus der Beute zu verabreichen, unter der Bedingung, daß er gelobe, ihn niemals wieder zu besingen. Als er vor der Bürgerschaft Sellas Hinrichtung rechtfertigte, geschah es, indem er den Leuten eine Fabel erzählte von dem Ackermann und den Läusen. Es ist bezeichnend, daß er seine Gefellen gern unter den Schauspielern sich auswählte und es

liebte, nicht bloß mit Quintus Roscius, dem römischen Talma, sondern auch mit viel geringeren Bühnenleuten beim Weine zu sitzen, wie er denn auch nicht schlecht sang und sogar zur Aufführung für seinen Zirkel selbst Poffen schrieb. Doch ging in diesen lustigen Bacchanalien ihm weder die körperliche noch die geistige Spannkraft verloren; noch in der ländlichen Muse seiner letzten Jahre lag er eifrig der Jagd ob und daß er aus dem eroberten Athen die aristotelischen Schriften nach Rom brachte, beweist doch wol für sein Interesse auch an ernsterer Lectüre. Das specifische Römerthum stieß ihn eher ab. Von der plumpen Morgue, die die römischen Großen gegenüber den Griechen zu entwickeln liebten und von der Feierlichkeit beschränkter großer Männer hatte Sulla nichts, vielmehr ließ er gern sich gehen und machte sich nichts daraus, zum Skandal mancher seiner Landsleute in griechischen Städten in griechischer Tracht zu erscheinen oder auch seine Freunde zu veranlassen, bei den Spielen selbst die Rennwagen zu lenken. Noch weniger war ihm von den halb patriotischen, halb egoistischen Hoffnungen geblieben, die in Ländern freier Verfassung jede jugendliche Capacität auf den politischen Tummelplatz locken; in einem Leben, wie das seine war, schwankend zwischen leidenschaftlichem Taumel und mehr als nüchternem Erwachen, verzetteln sich rasch die Illusionen. Wünschen und Streben mochte ihm eine Thorheit erscheinen in einer Welt, die doch unbedingt vom Zufall regiert ward und wo, wenn überhaupt auf etwas, man ja doch auf nichts spannen konnte, als auf diesen Zufall. Dem allgemeinen Zuge der Zeit, zugleich dem Unglauben und dem Aberglauben sich zu ergeben, folgte auch er. Seine wunderliche Gläubigkeit ist nichts, als der gewöhnliche Glaube an das Absurde, der bei jedem von dem Vertrauen auf eine zusammenhängende Ordnung der Dinge durch und durch zurückgekommenen Menschen sich einstellt. Sein Glaube ist nicht der plebejische Köhlerglaube des Marius, der von dem Pfaffen für Geld sich wahr sagen und seine Handlungen durch ihn bestimmen läßt, noch weniger der finstere Verhängnißglaube des Fanatikers, sondern der Aberglaube des glücklichen Spielers, der sich vom Schicksal privilegiert erachtet, jedes Mal und überall die rechte Nummer zu werfen. In praktischen Fragen verstand Sulla sehr wohl, mit den Anforderungen der Religion ironisch sich abzufinden. Als er die Schatzkammern der griechischen Tempel leerte, äußerte er, daß es demjenigen nimmer fehlen könne, dem die Götter selbst die Kasse füllten. Als die delphischen Priester ihm sagen ließen, daß sie sich scheuten, die verlangten Schätze zu senden, da die Zither des Gottes hell geklungen, als man sie berührt, ließ er ihnen zurück sagen, daß man sie nun um so mehr schicken möge, denn offenbar stimme der Gott seinem Vorhaben zu. Aber darum wiegte er nicht weniger gern sich in dem Gedanken, der ausgewählte Liebling der Götter zu sein, vor allem jener, der er bis in seine späten Jahre vor allen den Preis gab, der Aphrodite. In seinen Unterhaltungen wie

in seiner Selbstbiographie rühmte er sich vielfach des Verkehrs, den in Träumen und Anzeichen die Unsterblichen mit ihm gepflogen. Er hatte wie wenig andere ein Recht, auf seine Thaten stolz zu sein; er war es nicht, wol aber stolz auf sein einzig treues Glück. Er pflegte wol zu sagen, daß jedes improvisirte Beginnen ihm besser angeschlagen sei, als das planmäßig angelegte und eine seiner wunderlichsten Marotten, die Zahl der in den Schlachten auf seiner Seite gefallenen Leute regelmäßig als Null anzugeben, ist doch auch nichts, als die Kinderei eines Glückskindes. Es war nur der Ausdruck der ihm natürlichen Stimmung, als er auf dem Gipfel seiner Laufbahn angelangt und all seine Zeitgenossen in schwindelnder Tiefe unter sich sehend, die Bezeichnung des Glücklichen, Sulla Felix, als förmlichen Beinamen annahm und auch seinen Kindern entsprechende Benennungen beilegte. . . . Eine halb ironische Leichtfertigkeit geht durch sein ganzes politisches Thun. Es ist immer, als sei dem Sieger, eben wie es ihm gefiel, sein Verdienst um den Sieg Glück zu schelten, auch der Sieg selbst nichts werth; als habe er eine halbe Empfindung von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit des eignen Werkes und behandle die Reorganisation des Staates nicht wie der Hausherr, der sein zerrüttetes Gewese und Gesinde in Ordnung bringt, sondern wie der zeitweilige Geschäftsführer, dem am Ende auch die leidliche Uebertünchung der Schäden genügt. Wenn Mangel an politischem Egoismus ein Lob ist, so verdient es Sulla, neben Washington genannt zu werden; aber es ist doch ein Unterschied, ob man aus Bürgersinn nicht herrschen mag oder aus Blastrheit das Scepter wegwirft.“

Die sogenannte sullanische Verfassung trug den Stempel ihres Ursprungs an sich. Unter dem Anschein der historisch aristokratischen Formen war sie nur ein organisirtes Raub- und Plünderungssystem und verhielt sich zu der alten Verfassung ungefähr wie der neue Augurendienst zur alten Religion. Sie half keinem der organischen Schäden des Staats ab, sie gab nach außen keine Kraft. Das römische Publicum, der ewigen Unruhen müde, ließ sich auch die Proscription gefallen, um nur eine einigermaßen haltbare Autorität über sich zu empfinden. Diese Autorität ruhte aber lediglich in Sullas Persönlichkeit; nach seinem Tod fiel alles auseinander, die herrschende Classe war unfähiger als je, die alten sullanischen Klopfflechter trieben mit ihren Scharen offenen Unfug in der Hauptstadt, die Piraten verwüsteten ungestraft alle Küsten, die auswärtigen Feinde machten immer weitere Fortschritte. Es war eine demokratische Bewegung, die wiederum einen glücklichen General, Pompejus, gegen die Bestimmungen der sullanischen Verfassung mit einer unerhörten Machtvollkommenheit bekleidete, und als er nach einer Reihe siegreicher Feldzüge zurückkehrte, trat er nicht, wie man vermuthete, als Führer der conservativen Partei auf, ebensowenig wagte er mit Hilfe der Armee die Alleinherrschaft an sich zu reißen; er verband sich vielmehr mit den Führern der Volkspartei, und so

entstand jenes erste Triumvirat, bei dem das Ende, die militärische Monarchie nicht mehr zweifelhaft sein konnte, sondern nur zweifelhaft, welchem von den Prätendenten sie zufallen würde. Unter diesen Umständen erlebte die alte verrottete Aristokratie einen schönen Nachsommer. Sie war jetzt die Opposition, die Vertreterin des alten Rechts, sie wurde populär; aber der Macht der Ereignisse konnte sie keinen dauernden Widerstand leisten, und es war ein Glück für Rom, daß der würdigste unter den Prätendenten auch der entschlossenste war, und daß mit dem Verlust der Freiheit die Herstellung des Staats erkaufte wurde. — Aus der Charakteristik, die Mommsen von seinem Lieblingshelden gibt, wollen wir wenigstens einiges hervorheben.

„Auch Cäsar hatte von dem Becher des Modellebens den Schaum wie die Hefen gekostet, hatte recitirt und declamirt, auf dem Faubett Literatur getrieben und Verse gemacht, Liebeshändel jeder Gattung abgespielt und sich einweihen lassen in alle Nasir-, Frisir- und Manschettenmysterien der damaligen Toilettenweisheit, so wie in die noch weit geheimnißvollere Kunst immer zu borgen und nie zu bezahlen. Aber der biegsame Stahl dieser Natur widerstand selbst diesem zerfahrenen und windigen Treiben; Cäsar blieb sowol die körperliche Frische ungeschwächt wie die Spannkraft des Geistes und des Herzens. Im Fechten und Reiten nahm er es mit jedem seiner Soldaten auf und sein Schwimmen rettete ihm bei Alexandria das Leben; die unglaubliche Schnelligkeit seiner gewöhnlich des Zeitgewinns halber nächtlichen Reisen — das rechte Gegenstück zu der processionsartigen Langsamkeit, mit der Pompeius sich von einem Ort zum andern bewegte, — war das Erstaunen seiner Zeitgenossen und nicht die letzte Ursache seiner Erfolge. Wie der Körper war der Geist. Sein bewundernswürdiges Anschauungsvermögen offenbarte sich in der Sicherheit und Ausführbarkeit all seiner Anordnungen, selbst wo er befahl, ohne mit eignen Augen zu sehen. Sein Gedächtniß war unvergleichlich und es war ihm geläufig, mehre Geschäfte mit gleicher Präcision nebeneinander zu betreiben. Obgleich Gentleman, Genie und Monarch, hatte er dennoch ein Herz Wenn in einer so harmonisch organisirten Natur überhaupt eine einzelne Seite als charakteristisch hervorgehoben werden kann, so ist es die, daß alles Ideale und alles Phantastische ihm fern lag. Es versteht sich von selbst, daß Cäsar ein leidenschaftlicher Mann war, denn ohne Leidenschaft gibt es keine Genialität; aber seine Leidenschaft war niemals mächtiger als er. Er hatte eine Jugend gehabt und auch in sein Gemüth waren Lieder, Liebe und Wein im lebendigen Leben eingezogen; aber sie drangen ihm doch nicht bis in den innerlichsten Kern seines Wesens. Die Literatur beschäftigte ihn lange und ernstlich; aber wenn Alexander der homerische Achill nicht schlafen ließ, so stellte Cäsar in seinen schlaflosen Stunden Betrachtungen über die Beugungen der lateinischen Haupt- und Zeitwörter an. Er machte Verse wie

damals jeder, aber sie waren schwach; dagegen interessirten ihn astronomische und naturwissenschaftliche Gegenstände. Wenn der Wein für Alexander der Sorgenbrecher war und blieb, so mied nach durchschwärmter Jugendzeit der nüchterne Römer denselben durchaus. Wie allen denen, die in der Jugend der volle Glanz der Frauenliebe umstrahlt hat, blieb ein Schimmer davon unvergänglich auf ihm ruhen: noch in späteren Jahren begegneten ihm Liebesabenteuer und Erfolge bei Frauen und blieb ihm eine gewisse Stugerhaftigkeit im äußeren Auftreten oder richtiger ein erfreuliches Bewußtsein der eignen männlich schönen Erscheinung. Sorgfältig deckte er mit dem Lorbeerkranz, mit dem er in späteren Jahren öffentlich erschien, die schmerzlich empfundene Glaze und Hätte ohne Zweifel manchen seiner Siege darum gegeben, wenn er damit die jugendlichen Locken hätte zurückkaufen können. Aber wie gern er auch noch als Monarch mit den Frauen verkehrte, so hat er doch nur mit ihnen gespielt und ihnen keinerlei Einfluß über sich eingeräumt; selbst sein vielbesprochenes Verhältniß zu der Königin Kleopatra war nur ausgesponnen, um einen schwachen Punkt in seiner politischen Stellung zu maskiren. Cäsar war durchaus Realist und Verstandesmensch, und was er angriff und that, war von der genialen Nüchternheit durchdrungen und getragen, die seine innerste Eigenthümlichkeit bezeichnet. Ihr verdankte er das Vermögen, unbeirrt durch Erinnern oder Erwarten energisch im Augenblick zu leben; ihr die Fähigkeit, in jedem Augenblick mit concentrirter Kraft zu handeln und auch dem kleinsten und beiläufigsten Beginnen seine volle Genialität zuzuwenden; ihr die Vielseitigkeit, mit der er erfaßte und beherrschte, was der Verstand begreifen und der Wille erzwingen kann; ihr die sichere Leichtigkeit, mit der er seine Perioden fügte, wie seine Feldzugspläne entwarf; ihr die „wunderbare Heiterkeit“, die in guten und bösen Tagen ihm treu blieb; ihr die vollendete Selbstständigkeit, die keinem Liebling und keiner Mätresse, ja nicht einmal dem Freunde Gewalt über sich gestattete. Aus dieser Verstandesklarheit rührt es aber auch her, daß Cäsar sich über die Macht des Schicksals und das Können des Menschen niemals Illusionen machte; für ihn war der holde Schleier gehoben, der dem Menschen die Unzulänglichkeit seines Wirkens verdeckte. — Wie klug er auch plante und alle Möglichkeiten bedachte, das Gefühl wich doch nie aus seiner Brust, daß in allen Dingen das Glück, das heißt der Zufall, das gute Beste thun müsse; und damit mag es denn auch zusammenhängen, daß er so oft dem Schicksal Paroli geboten und namentlich mit verwegener Gleichgiltigkeit seine Person wieder und wieder auf das Spiel gesetzt hat. Wie ja wol überwiegend verständige Menschen in das reine Hazardspiel sich flüchten, so war auch in Cäsars Rationalismus ein Punkt, wo er mit dem Mysticismus gewissermaßen sich berührte. — Aus einer solchen Anlage konnte nur ein Staatsmann hervorgehen. Von früher Jugend an war denn auch Cäsar ein Staats-

mann im tiefsten Sinn des Wortes und sein Ziel das höchste, das dem Menschen gestattet ist, sich zu stecken: die politische, militärische, geistige und sittliche Wiedergeburt der tiefgesunkenen eignen und der noch tiefer gesunkenen, mit der seinigen innig verschwisterten hellenischen Nation. Die bittere Schule dreißigjähriger Erfahrungen änderte seine Ansichten über die Mittel, wie dies Ziel zu erreichen sei; das Ziel blieb ihm dasselbe in den Zeiten hoffnungsloser Erniedrigung wie unbegrenzter Machtvollkommenheit, in den Zeiten, wo er als Demagog und Verschwörer auf dunklen Wegen zu ihm hinschlich, wie er da als Mitinhaber der höchsten Gewalt und sodann als Monarch vor den Augen einer Welt im vollen Sonnenschein an seinem Werke schuf. Alle zu den verschiedensten Zeiten von ihm ausgegangene Maßregeln bleibender Art ordnen in den großen Bauplan zweckmäßig sich ein.“ —

Wir brechen hier ab, weil wir unsern Raum bereits überschritten haben. Wir haben die Porträts von Gracchus, Marius, Sulla und Cäsar hervorgehoben, weil sie am meisten in den Zusammenhang der Geschichte eingreifen; doch sind die übrigen Bilder, z. B. von Jugurtha, Mithridat, Veringetorix mit gleich kühner und sicherer Plastik entworfen. — Die Darstellung der Literatur verräth in jedem Zug den tiefen Kenner, wenn sie auch freilich mehr für diejenigen geschrieben ist, die schon mit ihr vertraut sind, als diejenigen, die erst in sie eingeführt werden wollen. So ist im dritten Band namentlich die Zeichnung von Terentius Varro ein Meisterstück. Trotzdem wird grade dieser dritte Band die lebhafteste Opposition hervorrufen, vor allem wegen der Auffassung des Cicero. Die Zeit ist uns noch in Erinnerung, wo Drumanns römische Geschichte wegen ähnlicher Ansichten bei der Mehrzahl der Philologen einen sehr lebhaften Unwillen hervorrief. Zwar ist seit der Zeit unsre Bildung eine freiere geworden, wir sind über die Befangenheit des Schulurtheils hinausgetreten, dafür ist aber auch Mommsen in der Verurtheilung des berühmten Redners viel weiter gegangen, als sein Vorgänger, und dies gibt uns Gelegenheit, zu den einzelnen Bedenken überzugehen, die wir gegen manche Punkte des Buchs auszusprechen haben. Wir können das um so unbefangener thun, da sie sich lediglich auf die Form beziehen, und da dem Verfasser in hoffentlich nicht zu langer Zeit Gelegenheit gegeben sein wird, sein Werk noch einmal sorgfältig zu prüfen. So heftig man von verschiedenen Seiten das Buch angreifen wird, so kann es doch niemand ignoriren, und der unerhört billige Preis, so wie seine Stellung innerhalb einer Reihe populärer und einem dringenden Bedürfnis des Publicums entsprechender Werke lassen das baldige Erscheinen einer neuen Auflage voraussehen.

Unsre Bedenken beruhen vorzugsweise auf der Subjectivität der Darstellung, in der freilich zum Theil der Reiz des Buchs liegt, die aber zuweilen

über die Grenze des Erlaubten hinausgeht. In Beziehung auf das Factische unterscheidet Mommsen nicht immer genau zwischen Evidenz und Wahrscheinlichkeit. Er ist höchst geistvoll im Combiniren und entdeckt rasch den Kern der Dinge, die Resultate seines Nachdenkens haben fast immer den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit; aber das berechtigt ihn doch noch nicht, seine Vermuthungen so hinzustellen, als ob damit die Acten geschlossen wären. So ist z. B. das Gewebe der catilinarischen Verschwörung sehr interessant entwickelt, aber die Begründung ist doch nicht fest genug, um alles Einzelne außer Zweifel zu stellen. So ist ferner die Färbung zu stark, wenn dem Gajus Gracchus ein bewusstes Streben nach der Tyrannis beigelegt wird. Wenn Mommsen mit logischer Nothwendigkeit einsteht, daß die Mittel dieser Volksbewegung schließlich zur Tyrannis führen mußten, und wenn er dem Gracchus zu viel Einsicht zutraut, um das nicht gleichfalls zu begreifen, so ist es doch ein großer Unterschied, ob man die Sache an sich, oder die Sache mit dem Namen erstrebt. Der größte Denker, der entschlossenste Charakter ist nicht im Stande, sich die Folgen seiner That bis in ihre letzten Verzweigungen auszumalen. Ein Schritt führt den andern herbei, und grade das nachwandlerisch schaffende Genie wird zuweilen durch seine eignen Consequenzen am meisten überrascht. Das Streben nach dem Königthum war ein Capitalverbrechen. Wenn Gracchus die Macht wollte, so ist doch kein Grund, anzunehmen, daß er auch den Titel wollte, und der Geschichtschreiber muß darin dem Geschwornen gleichen; er darf nur die That an sich ins Auge fassen, nicht ihre Folgen, wie sie sich in seinem eignen Geist abmalen. Wenn Gracchus jenes juristisch umschriebenen Verbrechens angeklagt wäre, so müßte Mommsen als Geschwornener ihn frei sprechen: er darf auch als Historiker kein anderes Urtheil fällen. Die Verurtheilung des Sokrates bleibt ein Justizmord, obgleich die moderne Philosophie nachgewiesen hat, daß der Anklage eine tiefere Begründung nicht fehlte. — Diese Vermischung von Evidenz und Wahrscheinlichkeit wird um so gefährlicher, da Mommsen sich gern auf psychologische Entwicklungen einläßt. Mit unglaublicher Schnelligkeit erkennt er den Kern eines Charakters; aber dann begeht er den Fehler, aus diesem heraus alle einzelnen Handlungen herzuleiten. Wenn auch diese Schlüsse den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit enthalten, so ist der Historiker doch nicht berechtigt, gleich dem Romanschreiber auch das zu erzählen, was er nicht weiß. Wir machen z. B. auf die Geschichte des Cäsar und Pompejus aufmerksam. Den innern Kern beider Männer hat Mommsen vollkommen richtig dargestellt; aber nun versäumt er auch niemals, bei jedem einzelnen Factum die Handlungsweise des Pompejus aus niedrigen und lächerlichen, die Handlungsweise des Cäsar aus weisen und hohen Motiven herzuleiten, auch wenn beide genau dasselbe thun. Wenn Cäsar einen Fehler macht, so ist das nur ein Symptom des Genies, welches

sich über die gegebenen Regeln hinwegsetzt; bei Pompejus dagegen ist es regelmäßig ein Zeichen vollkommener Unfähigkeit. Es liegt das weniger in dem, was Mommsen sagt, als in dem Ton, in welchem er es sagt, und bei einer sorgfältigern Durchsicht wird es ihm wol gelingen, in den Fällen, wo kein Urtheil nöthig ist, das Urtheil zurückzuhalten. — Mommsen huldigt in einem seltenen Grade dem sogenannten Cultus des Genius. Gegen die Schwäche hat er keine Nachsicht; wo ihm aber eine starke und entschlossene Natur entgegentritt, sieht er gern über Regel und Gesetz hinweg, und das fällt um so mehr auf, da er in jedem Augenblicke ganz ist, da sein Urtheil immer mit Entschiedenheit nach einer bestimmten Richtung hingehet. Von einem Conflict gleicher Berechtigungen im bestimmten Fall weiß er nichts. Außerdem ist seine künstlerische Anlage und Bildung, so glänzend sie sich im Einzelnen bewährt, in der Gruppierung des Ganzen doch nicht immer völlig reif; er ist über seine Empfindung nicht so weit Herr, um Licht und Schatten gleichmäßig zu vertheilen. So ist z. B. seine Darstellung Sullas vollkommen richtig, wenn man nur auf den Inhalt eingeht, und doch ist die Färbung nicht ganz genau. Wie man auch alles einzelne motivirt, das Endresultat mußte doch sein: er ist ein Scheusal, das grauenvolle Bild einer völlig verwilderten und sittenlosen Zeit. Daß er dabei mehr Geist, Energie und gesunden Menschenverstand besaß, als seine Gegner, ändert in der Sache nichts. Selbst seine Einrichtungen, wenn auch etwas haltbarer, als die der besiegten demokratischen Partei, waren doch hohl wie seine eigne Seele. — Die subjective Färbung wird noch verstärkt durch die Neigung zu modernen Ausdrücken, die in den meisten Fällen freilich so fein gewählt sind, daß sie ein überraschendes und überzeugendes neues Licht auf die Sache werfen, zuweilen aber an dem Uebelstand leiden, daß in dem modernen Ausdruck noch etwas mehr liegt, als für den Vergleich paßt. Wenn z. B. Cicero ein Literat und Journalist im schlechtern Sinn genannt wird, so liegt doch ein sehr wesentlicher Unterschied darin, daß er weder ein Journal schrieb, noch von seinen literarischen Arbeiten lebte, daß er vielmehr in den höchsten Reihen des Staatslebens stand. Sein journalistisches Talent war jedenfalls viel geringer, als das seines Geschichtschreibers, der in der Kunst, pikant zu sein, ein Meister ist. Es hat doch seine Bedenken, das allgemeine Urtheil völlig zu ignoriren. Das zeigt sich auch in der Darstellung Ciceros, wenn auch das Meiste richtig ist. Durch die modernen Ausdrücke wird Mommsen verführt, das, was er an unserm Leben haßt, auch in den Schattenbildern der Vergangenheit zu verfolgen. Er haßt die schwankenden Charaktere in unsrer Zeit, ohne zu erwägen, daß damals, wer nicht grade selbst die Herrschaft an sich reißen wollte, unmöglich eine feste Haltung beobachten konnte, da die Parteien in stetem Kreislauf begriffen waren. Der Mann des abstracten Principis konnte freilich consequent bleiben,

aber den Cato macht Mommsen ja selbst lächerlich. Er haßt ferner in der modernen Literatur das leichtsinnige Arbeiten der Dilettanten; aber er vergißt, daß damals, wo die wissenschaftliche Arbeit erst eine Ausnahme war, der Dilettantismus eine ganz andere Berechtigung hatte, als jetzt. Gewiß sind Ciceros philosophische Arbeiten von einer erstaunlichen Nachlässigkeit; seine Reden sind von Sophismen und Phrasen überfüllt, aber er war doch mehr als ein bloßer Stilist, er war der gebildete Mann seiner Zeit, der Mann, der die Bildung seiner Zeit fixirte und diese Bildung ist das Fundament unsers eignen Wissens, Denkens und Empfindens. Trotz unsrer großen christlich-germanischen Vergangenheit würden wir im gesunden Menschenverstand und in der Bildung noch sehr weit zurück sein, wenn wir nicht zuerst die römische Cultur und dann durch ihre Vermittlung die griechische entdeckt hätten. Der Journalist Cicero ist der Vermittler des sittlich intellectuellen Bewußtseins unsrer Zeit, so wie der Journalist Voltaire der Erneuerer desselben ist. Eine liebenswürdige, achtunggebietende Persönlichkeit war keiner von beiden, ein Genie im Grunde auch nicht, jedenfalls Cicero weniger, als Voltaire und doch hat die Welt in ihrem Fortschritt diesen leichtsinnigen Literaten mehr zu verdanken, als einigen Hunderten der gelehrten Philologen. Freilich ist das kein Grund, die leichtsinnige Arbeit überhaupt zu rechtfertigen.

Man sieht, daß dies alles nicht gegen den eigentlichen Inhalt, sondern nur gegen den Ton der betreffenden Stellen gerichtet ist und daß Mommsen von seinen Ueberzeugungen nicht das Geringste opfern darf, wenn er die Ausdrücke, die in einer Zeitschrift vollkommen am Platz wären, in einem für die Nachwelt bestimmten Werk einigermaßen ins Objectiv übersezt.

Noch einen kleinen, aber doch wichtigen Wunsch für die nächste Auflage hätten wir auszusprechen, nämlich die Wiedereinführung der christlichen Chronologie. Das Buch ist für uns bestimmt, die wir in den Schulen die Begebenheiten der römischen Geschichte nach Jahren vor Christus, nicht nach Jahren der Stadt gelernt haben. Wenn wir also die angegebene Zahl erst immer von 754 subtrahiren müssen, so verfehlt die Chronologie den Zweck schneller Orientirung.

Mehr als irgend ein Schriftsteller unsrer Zeit hat sich Mommsen nach dieser großen und glänzenden Leistung das Recht erworben, auszuruhen; und doch möchten wir den Wunsch aussprechen, daß es ihm bald vergönnt sein möge, fortzufahren, denn mit dem dritten Bande hat das Werk keinen rechten Abschluß und je schneller die Geschichte bis zur Schlacht von Actium darauf folgt oder auch bis zu Tiberius, desto gedeihlicher wird es für den Erfolg des Buchs sein.